

Keine Zeit hat der Kampf gegen den Abbruch. Übrigens: Die zuständige Denkmalbehörde wurde Anfang des Jahres durch mich auf die Anlage hingewiesen. Sie war bis dahin nicht aktenkundig.

2. Zur aktuellen Situation

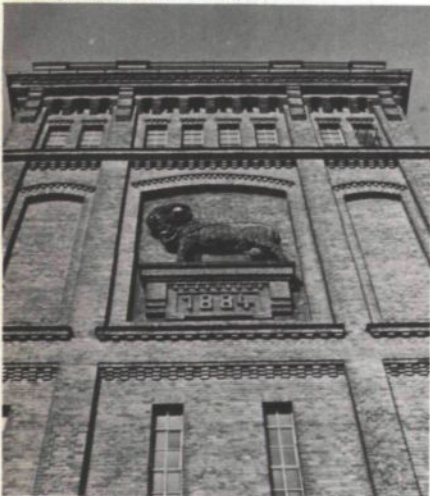
Der Erhalt der Vielzahl von Bauten ist aus der Entwicklung der Firma zu erklären. Nach dem großen Zusammenbruch 1931 erreichte sie nie mehr ihre frühere Bedeutung, sondern „schrumpfte“ zusehends. Zuletzt hatte sie noch knapp 1000 Beschäftigte (gegenüber 4000 um 1930). Bauliche Erweiterungen waren infolgedessen nicht an der Tagesordnung. Man konnte sich mit Änderungen und Umbauten in der historischen Substanz arrangieren. So erklärt es sich, daß sogar die Produktionsstätten im wesentlichen ihr Gesicht bewahrt haben.

Ein großer Teil des Parks wurde vor ca. 10 Jahren von der Neuen Heimat mit Blocks überbaut. Das restliche Gelände, das nicht mehr für den Fabrikationsablauf benötigt wird, ist Ödland, z.T. stehen dort alte Schuppen und Lagerhallen. Es liegt recht stadtnah, Neubaugebiete haben es lange „übersprungen“.

Die Nachfolgefirma der NWK, die „VKS“ (Vereinigte Kammgarnspinnereien) ist in Konkurs gegangen, da eine Großbank als Hauptaktionär die Verluste nicht länger auffangen wollte. Die Produktion ist hoffnungslos veraltet, so daß der Hauptwert im Restgrundstück von 24 ha steckt (Wert ca. 20 Mio.). Der „Weserkurier“ vom 1./2.11. meldet, daß ein Bentheimer Fabrikant den Betrieb fortführen will. Er wird 400 der knapp 1000 Beschäftigten übernehmen, in neuen Produktionsstätten im Stadtnorden. Nach Informationen, die ich aus Delmenhorst bekam, soll das alte Gelände für Wohnbebauung genutzt werden. Sofern nichts geschieht, bedeutet das erhebliche Abrißmaßnahmen, denn von einem Plan zur Erhaltung wesentlicher Bauten im Sinne eines Ensembleschutzes (z.B. Mädchenheim) ist nicht die Rede. Lediglich die Schauffassade und die Villa sollen wohl Sitz einer anderen Firma werden.

Genaues ist abseits des Geschehens nicht zu sagen, die Situation dürfte aber deutlich genug sein: Wenn nichts geschieht, wird hier etwas verschwinden, was durch Zufall Jahrzehnte länger in seiner Gesamtheit stehenblieb als Vergleichbares an anderen Orten und mittlerweile einzigartig sein dürfte.

Kammgarnspinnerei, Prunkfassade (Süd)



Berlin, Ritterstraße

Foto: Planungskollektiv Nr.1

Dieter Hoffmann-Axthelm

Aquarellierte Architektur

Es soll Leute geben, die wider besseres Wissen im Fall der Berliner Ritterstraße auf ein Stück Avantgarde-Architektur gewartet haben. Dagegen (woher soll so etwas heute auch schon kommen?) muß man das Projekt in Schutz nehmen. Der Eklektizismus macht ernst, er präsentiert sich wirklich als durchschnittlich. Der Bauträger, eine Konzepta GmbH & Co KG, hat gehobene Wohnqualität angestrebt, der Architekturanteil daran verdankt sich der Intervention des „Stadtbaumeisters“ H.C. Müller, der es verstanden hatte, Förderung im sozialen Wohnungsbau und Beauftragung verschiedener Architekten nach Müllers Vorschlag miteinander ursächlich zu verknüpfen. Die IBA kommt da noch nicht hinein, dies war Vorübung. Das Ziel ist, sowohl hinsichtlich großzügiger Wohnungsgrößen wie hinsichtlich der Menge angebotenen Designs, zwangsläufig erreicht: gehobene Wohnqualität in der Innenstadt. Vom Umfeld reden wir nicht.

Auch nicht von den neuen Bewohnern (das LWA hat, höre ich, auf sein Belegungsrecht verzichtet). Irgendwelche experimentellen Neuerungen sozialer oder technischer oder ökologischer Natur sind m.W. nicht zu verzeichnen, der Versuch, einen nicht mehr auf Kleinfamilie bezogenen Wohnungstyp einzubeziehen, wurde frühzeitig gestoppt. Ein Vergleich des Kernstücks von Krier mit den Rahmungen durch die drei Berliner Gruppen scheint unangebracht, zu einem nüchternen Detailvergleich der Innenraumlösungen fehlen mir Zugang und Unterlagen. Das macht auch nichts, denn der wesentliche Anspruch des Baukomplexes liegt nicht auf dem Gebiet funktionaler Alltagstugenden, sondern zielt auf stadträumliche Wirkung. Da also ist zu fragen, was denn nun wirklich erreicht wurde. Das wichtigste voraus, weil es die weitere Behandlung erleichtert. Zum Anspruch des Projekts gehörte wesentlich auch, daß durch die Vergabe einzelner, versetzt zugewiesener Häuser an unterschiedliche Architektengruppen der bekannte Gesamteindruck einer einheitlichen Wohnanlage vermieden werden sollte zugunsten einer den alten Parzellierungen und ihrer individuellen Bebauung entsprechenden Vielfalt unterschiedlicher Haus- und Fassadenbilder. Die Absicht ist gut gemeint, zeugt

aber von profunder Ahnungslosigkeit. Im Ergebnis ist denn auch von irgendwelcher Häuserindividualität nichts zu entdecken. Ich sehe zwar, daß bei Krier das Vokabular des italienischen Formalismus, zumindest in den Flügelbauten, deutlich gesprochen wird, während die angrenzenden Bauteile eher nach holländischem Eklektizismus riechen. Ich sehe zwischen Krier und den anderen sogar einen veritablen Sprung in den Geschosshöhen, der Art, wie sie im alten k.u.k. Wien die jeweilige relative Adligkeit des Bauherrn anzeigten. Aber ich glaube diesen Zeichen nicht, so wenig, wie ich einer Kinofassade glaube, daß wirklich ein ganzes Haus dahinter steckt. Von welcher Seite auch man sich die Sache anschaut, von der Lindenstraße aus oder von der Jakobsstraße, von vorn oder vom Hof, es bleibt eine einheitliche Wohnanlage, der Investor ist deutlicher sichtbar als das geordnete Design.

Ist das nicht tröstlich? Man kann eben in der Architektur doch nicht lügen (Speer konnte es ja auch schon nicht, obwohl er mit seinen Kineffekten Tausende zu Tränen rührte, ob Zeppelinfeld oder Reichskanzlei). Wo keine Unterschiede sind, lassen sie sich auch nicht herfinden. Was sichtbar bleibt, sind die Designdifferenzen innerhalb der Gesamtanlage. Diese Differenzen erwartet man heute aber inzwischen, schließlich sind unsere Augen geschult genug, um auch bei größerer Variabilität als der uns in Berlin einst durch die Großbauten von Düttmann, Müller u.a.m. vertraut gewordenen noch eine Gesamtanlage als solche zu erkennen, wie einem ja heute auch Symmetrie als gemeinte erst durch eine leichte Störung auffällt. Im Gegenteil, der größere Reichtum an Designvariablen betont noch die Einheitlichkeit der Anlage, weil die einzelnen Designmaßnahmen zwar nicht gleichartig und gleichwertig sind, aber, was viel schwerer wiegt, gleichzeitig. Sie haben denselben touch von Zeichnung, Unstofflichkeit, mangelnder Gebauteheit. Man sieht ihnen allen an, daß sie nicht aus irgendwelchen kulturellen Vermittlungen gewachsen, sondern an isolierten Architektentischen als individuelle Fundstücke eingezeichnet worden sind. Wollte man jedes der gebrauchten Versatzstücke einzeln befragen, was es an Bedeutungen mit-

anabas

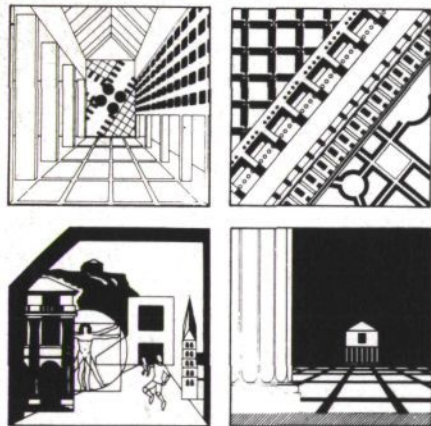
Günther Uhlig Kollektivmodell „Einküchenhaus“

Wohnreform und
Architekturdebatte zwischen
Frauenbewegung und
Funktionalismus 1900–1933
Werkbund Archiv 6

Um die Jahrhundertwende werden Häuser geplant und gebaut, in deren Wohnungen die Küchen völlig fehlen und durch eine Gemeinschaftseinrichtung aller Bewohner ersetzt werden. Uhlig beschreibt die unterschiedlichen Versuche mit diesem auf sozialen Austausch bezogenen Wohnmodell.

ca. 200 Seiten, ca. 100 Abbildungen, ca. DM 24,— (Februar '81)

Anabas-Verlag Günter Kämpf KG
Am Unteren Hardthof
6300 Gießen



STADT ALS THEMA DER ARCHITEKTUR

Ausstellung im Reiff-Museum Aachen
Zusammengestellt von einer Arbeitsgruppe am Lehrstuhl Planungstheorie der RWTH Aachen

Die Ausstellung ist bis Ende Februar in der Architekturabteilung der TU Braunschweig zu besichtigen. Der Katalog kann in der Ausstellung oder beim Lehrstuhl Planungstheorie der RWTH, 5100 Aachen, Schinkelstr. 1 für DM 8,— bezogen werden.

bringt, käme man zu entsetzlichen Widersprüchen. Eine Beziehung auf eine konkrete kulturelle Überlieferung, wie sie seinerzeit die Erbauer der Stalinallee unter offiziellem Diktat immerhin versucht haben, findet sinnvollerweise nicht statt. Nichts auch ist wortgetreu zitiert, Fernstes steckt ganz dicht beieinander; Backsteinsockel und Gilly-Giebel, ferner können sich die Beutestücke des Design nicht liegen. Es kommt auch auf fünf Details mehr oder weniger nicht an, der verschwundene, unwirkliche Gesamteindruck ist das Entscheidende. Wenn ich morgens vorbeikäme und die Wohnanlage stünde nicht mehr da, würde mich das keinen Augenblick wundern.

Aber das war zu erwarten. Woher sollten plötzlich dem Design andere, größere Möglichkeiten zuwachsen? Warum soll per bloßen Willensakt plötzlich wieder Architektur als individuelle Erfindung von Häusern möglich sein mit Mitteln, die sich von denen, die bei IBM, Braun oder Olivetti gebraucht werden, gar nicht oder nur durch das geringere Geschick ihres Gebrauchs unterscheiden? Denn an den Verhältnissen hat sich ja auch nichts geändert, und wenn sich etwas geändert hätte, dann ganz bestimmt nicht in Richtung darauf, daß Architekten wieder wie zu Kaiser Wilhelms Zeiten individuell eklektizistische Fassadenarchitektur machen können. Was übrig bleibt, ist der wilhelminische Pleonasmus, daß man im Design von einer ganzen Fülle von Häusern redet, die man gerne bauen würde, was aber mit dem Haus der Baugesellschaft nicht das geringste zu tun hat, so wenig wie der Sarottimohr seit je mit den Arbeitsbedingungen der Kakaopflücker in Togo oder Dahomey. Innerhalb dessen kommt Kriers Anteil eine Sonderrolle zu, weil hier die szenische Phantasie viel intensiver vorangetrieben ist. Es riecht förmlich nach Katholizismus und Wiener Gemeindeförderungsbau (der, als katholisierter, natürlich sämtlicher austromarxistischer Konnotationen entkleidet ist). Touristische Phantasien aus alpinen Bergdörfern mischen sich ein, verschränkt mit Rossi. Aber es ist eben Bühne. Schaut man, neugierig geworden, in die Falten- und Dunkelzonen, die sein Design produziert, so sind da keine geschützten Eingänge, Kelleröffnungen, Treppen, sondern man starrt in jene Leere, die die Rückseiten von Bühnenaufbauten so an sich haben. In Wahrheit hat Krier das Haus dreimal entworfen: einmal, notgedrungen, als das, was die Baugesellschaft haben wollte, dann ein Fassadenkleid aus bloßen Wandöffnungen drumherum, und dann noch einmal das Kleinode Puppenhaus innen auf dem Balkon. Das ist architektonische Melancholie in Potenz. Die Berliner Gruppen wußten, daß sie - quod licet Jovi - das nicht dürfen und begnügten sich mit eindimensionaler Melancholie (soweit sie dieser fähig sind), indem sie ihre ästhetischen Fundzeichen und Vorstel-

Berlin, Ritterstraße, weitgespannter Bogen am Haus von Rob Krier



lungshäuser direkt dem Berliner Einheits-typ formalistisch-historischer Anpassungsarchitektur einmontierten.

Soweit ist alles so, wie es kommen mußte. Ich frage mich allerdings, ob es soweit wirklich kommen muß, ob es vielleicht nicht doch auch ein wenig brauchbarer und produktiver ginge. Diese Häuser sollten ja ein Beitrag zur Typologie des Stadthauses sein. Aber davon ist jetzt nichts zu sehen. Typologisch handelt es sich um die übliche Blockrandbebauung, auch den Krierschen Einzug gibt es anderweitig (z.B. Steinmetzstraße). Das einzig Bemerkenswerte war bereits städtebauliche Vorgabe: die Festlegung in der Lindenstraße auf die Traufhöhe der Geschäftsbauten aus dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts, in der Ritterstraße auf eine Höhe, die mit vier Geschossen ungefähr die Traufhöhe des abgerissenen Schinkel'schen Feilnerhauses erreicht, also sich am Fassadenbild der Biedermeierzeit orientiert, in der zwar nicht die Ritter-, wohl aber die Feilner- und die alte Jakobstraße so bebaut waren.

Warum aber diese Geschoßhöhe gewählt wurde, geht aus den tatsächlich entworfenen Häusern nicht hervor. Irgend-eine Beschäftigung mit der Typologie der am Orte gewesenen, nun zerstörten Häuser, mit den sozialen Voraussetzungen dieses Haustyps und seiner Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit für die heute ja doch in Bewegung geratenen Wohnbedürfnisse, das findet nicht statt. Der ungeheure Designflitter, der da verbraucht ist, hat mit der wirklichen ortsansässigen historischen Architektur nichts zu tun, sondern kokettiert mit gezeichneten Motiven aus alten Bildern oder Entwürfen anderer, statt, wenn schon Design in diesem Ausmaß, sich mit der gewesenen und im Straßenraster wie in den Abmessungen von Fahrbahn und Bürgersteig und gesamter lichter Weite noch vorhandenen historischen Stadteinrichtung auseinanderzusetzen. Wohin blicken die neuen Ecken? Die Schinkelbauten, Reithalle in der Jakobstraße, Militärarrestanstalt in der Lindenstraße, sind weg. Aber auf irgendetwas hin muß man ja doch wohl bauen, statt einfach ein Fassadenmuster um die Ecke zu häkeln. Oder wen führt die Kriersche Mittelachse woher und wohin? Das ist weder Vergangenheit noch Zukunft, sondern private Marotte.

Nun gut, die Ecke ist bebaut, und es sieht sehr putzig aus: man kann hier gar nicht in Zorn oder auch nur Eifer geraten. Aber so weitergehen sollte es nicht, obwohl sich ähnliches abzeichnet. Nicht, weil das nun besonders schlechte Architektur wäre - Berlin ist randvoll von schlechter Architektur. Sondern dieser Umgang mit der Stadt ist von Übel, er verwechselt das buntmalende Entwerfen mit dem Bauen von Häusern und Stadträumen. Gegen tausend Fragen stellt man ein hübsches Aquarell.